»Hauswirtschafts- und Handarbeits- unterricht waren Spielball gesellschaft- licher Konjunkturen«

Katharina Kellerhals-Maeder, Bildungshistorikerin, Bern

Das Zeugnis hat einen Ehrenplatz in der Küche. Es hängt hinter Glas und in dunkelrotem Bilderrahmen neben dem Fenster. Es bescheinigt der 19-jährigen Katharina Maeder, »die Pflicht zum Besuche der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule« erfüllt zu haben, mit den Fächern »Kochen mit Ernährungs- und Nahrungsmittellehre« und »Kleidung, Wohnung, Waschen, Glätten und Gesundheitslehre«. Sowohl die »Leistungen« als auch »Fleiß und Betragen« der Fortbildungsschülerin werden mit »Gut« taxiert. Datiert ist das Zeugnis vom 26. September 1971 – im Jahr des Ja zum Frauenstimm- und Wahlrecht in der Schweiz – und unterzeichnet von der Haushaltungslehrerin und dem Präsidenten der Aufsichtskommission.

Wir treffen Katharina Kellerhals, die heute 72-jährige Bildungshistorikerin, in Jeans und weißer Bluse, in ihrem zweistöckigen Reiheneinfamilienhaus im ruhigen und grünen Berner Elfenua-quartier zu einem Gespräch über »das Auf und Ab der sogenannt weiblichen Fächer«. Sie weist uns gleich auf das »persönliche historische Dokument« in der Küche hin. »Das Zeugnis hängt hier, damit mein Mann nie vergisst, wer den Hauswirtschaftsunterricht besucht hat und wer nicht«, sagt sie und lacht. »Beide kochen wir nämlich sehr gern und streiten uns manchmal schier, wer in der Küche stehen darf.«

Die Küche im Hause Kellerhals ist eine Koch-, keine Wohnküche, eine Zeile mit guten Geräten, ein Gestell mit einer ansehnlichen Kochbuchsammlung, eine professionelle Kaffeemaschine. Für ein Küchengespräch zu dritt ist der Raum weniger geeignet. Und das Arbeitszimmer der Historikerin ist Arbeitszimmer durch und durch, belegt

mit Büchertürmen und Papierstapeln, auch auf dem Gästebett. Also bittet uns Kellerhals an den langen Tisch im geräumigen Esszimmer, mit Durchblick auf die große Hausbibliothek im Wohnzimmer.

»An den Hauswirtschafts- und Handarbeitsunterricht der sechziger und siebziger Jahre habe ich zwiespältige Erinnerungen«, sagt die Historikerin. Damals war sie Schülerin am Lehrerinnenseminar Marzili in Bern. »Wir wurden etwa darin unterwiesen, wie man korrekt Falten in Männerhosen zu bügeln hat. Gleichzeitig durften wir Seminaristinnen selber keine Hosen tragen.« Den Handarbeitsunterricht am Seminar hingegen habe sie »als Highlight« erlebt, »weil Kreativität ins Spiel kam und wir auch mal modische Frotteebadetücher nähen und bedrucken konnten. Handarbeiten und Hauswirtschaft sind ja wunderbare Fächer, wenn sie nicht dazu missbraucht werden, gesellschaftlich gerade opportune weibliche Rollenbilder zu fixieren.« Das wird sie im Laufe des Gesprächs mehrmals betonen.

Unterfordert fühlte sich Kellerhals als Seminaristin in Mathematik, »die ich an der Sekundarschule so geliebt hatte«. Rückblickend sieht sie ihre Enttäuschung über das Seminar, »das kein Gymnasium war«, als Auslöser, sich später intensiv mit Geschlechterkonzepten im Bildungswesen auseinanderzusetzen. Zwei weitere Erlebnisse hätten sie geprägt. Als Primarlehrerin habe es sie gestört, dass ihre Schülerinnen zur Handarbeitslehrerin mussten, während sie den Schülern zusätzlichen Sprachunterricht erteilte. Und als Sekundarlehrerin habe sie sich über die geschlechtergetrennten Übertrittsprüfungen von der Primar- in die Sekundarschule empört. »Geschlechtergetrennt, damit man je die zwanzig besten Schüler und Schülerinnen aufnehmen konnte und nicht eine Überzahl Mädchen aufnehmen musste.« Kellerhals wehrte sich dagegen, die Schulkommission unterstützte sie, der geschlechtergetrennte Prüfungsmodus wurde abgeschafft. Das Resultat war, dass es fortan mehr Mädchen als Buben in die Sekundarschule schafften.

1982 begann Kellerhals als Werkstudentin ein Studium der Geschichte und Erziehungswissenschaften. »Ich wollte begreifen, wie sich der geschlechtergetrennte Unterricht entwickelt hatte und wie Hauswirtschaft und Handarbeiten die Mädchen in andern Fächern zurückbanden. Ich kam in einen richtigen Rechercherausgang.« 2010 schrieb sie ihre Dissertation über Schulgesetzgebung, Fächerkanon und Geschlecht in der Volksschule des Kantons Bern im 19. Jahr-

hundert. Witzig, provokativ, auch korrekt betitelte sie ihre Arbeit mit: »Der gute Schüler war auch früher ein Mädchen«.

Lässig schlägt Kellerhals ihren groß karierten dunkelblau-violetten Schal um die Schultern und breitet ihre für das Gespräch herausgesuchte Literatur auf dem Esszimmertisch aus, etwa *Gesunde Nahrung. Ein kurzes Wort an das Volk von der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft* von 1888, *Die Einführung der obligatorischen Haushaltungsschule. Dem solothurnischen Volke gewidmet* von Otto Wyser, *Fabrikant in Schönenwerd* von 1893, *Die hauswirtschaftliche und berufliche Ausbildung der Mädchen. Von Eduard Balsiger, Schuldirektor, Bern* von 1902, *Ueber Frauenberuf und Frauenbildung. Vortrag von Dr. E. Schneider, Semindirektor* von 1906 oder *Höhenweg der Frau. Ein Lebensberater für Töchter, Frauen und Mütter* von Dr. med. Hans Hoppel von 1939. »Schon Titel und Autorschaft dieser Auswahl verraten einiges über die Botschaft an das weibliche Zielpublikum«, sagt die Historikerin.

Wann wurden eigentlich Hauswirtschaft und Handarbeiten zu Schulfächern? Kellerhals ordnet ihren Aufstieg in die Auseinandersetzungen zwischen konservativer und liberaler Bildungspolitik des 19. Jahrhunderts ein. »Nach 1830 kam es in liberalen Kantonen zu demokratischen Verfassungen, in der Folge zu fortschrittlichen Primarschulgesetzen.« So wurde 1835 im Kanton Bern der kirchlich orientierte von einem allgemeinbildenden Unterricht abgelöst, und zwar einem gleichwertigen für Knaben und Mädchen. Handarbeiten und Hauswirtschaft waren in einer Wissensschule nicht als Unterrichtsfächer vorgesehen. Die revolutionäre Volksbildungsidee entfaltete sich trotz des Widerstands aus konservativen Kreisen in den kommenden Jahrzehnten. »Bis zum Wendepunkt nach 1860 war eine egalitäre Geschlechterordnung zum Greifen nah. Ein fortschrittliches Familienmodell mit selbständigen und berufstätigen Frauen lag im Bereich des Möglichen, auch dank Kleinkinderschulen, einer Frühform von Kindergarten und Kita, die damals staatlich subventioniert und gefördert wurden. Handarbeiten für Mädchen war da kein Thema.«

Aber mit der schrittweisen Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und eines konservativen bürgerlichen Familienmodells seien Haus- und Familienarbeit zur Pflicht der Frau erklärt worden, obschon damals die Hälfte der Frauen erwerbstätig waren. Man habe in den Mädchen die zukünftige Hausfrau gesehen. Ein ge-

schlechterspezifisches Schulprogramm habe geholfen, das arbeits-
teilige Gesellschaftsmodell abzusichern. So wurde Handarbeiten für
Mädchen 1864 im Kanton Bern im Lehrplan gesetzlich verankert. Das
zusätzliche Fach habe einen unter den männlichen Lehrkräften be-
grüßten Nebeneffekt gehabt: Die konkurrierenden, auf den Arbeits-
markt drängenden Lehrerinnen hätten mit Handarbeitsunterrichts-
stunden beschäftigt werden können.

Die Handarbeitslehrerinnen ihrerseits seien darauf bedacht ge-
wesen, ihre Definitionsmacht über weibliche Tätigkeiten auszubauen.
Gemeinnützige Frauenvereine hätten ab den 1870er Jahren begonnen,
landauf, landab Koch- und Hauswirtschaftskurse durchzuführen.
Die schulische und nachschulische Professionalisierung des Mutter-
und Hausfrauendaseins habe sich etabliert. »Lehrerinnen und bürger-
liche Frauen hatten einen großen Anteil an der Verfestigung der Ge-
schlechterdifferenz«, sagt die Bildungshistorikerin. Ab 1879/80 gab es
im Kanton Bern eine für Primarlehrerinnen obligatorische Hand-
arbeitslehrerinnen-Ausbildung. 1897 wurde in der Stadt Bern das erste
Hauswirtschaftsseminar der Schweiz eröffnet. Ab 1926 war Hauswirt-
schaft für alle Schweizer Mädchen in der Primarschule obligatori-
sches Unterrichtsfach.

Der geschlechtsspezifische Unterricht habe indirekt zur Diskrimi-
nierung der Mädchen in Sprache, Rechnen und Geometrie geführt.
Während die Mädchen mit Handarbeiten beschäftigt waren, erhielten
die Knaben neben Turnunterricht auch zusätzlichen Sprach- und
Rechenunterricht, schnitten aber trotz dieser Förderung an den Ab-
schlussprüfungen am Ende der obligatorischen Schulzeit jeweils
schlechter ab. »Die Mädchen waren eindeutig besser in Aufsatz und
Lesen und auch im Gesamtdurchschnitt. Leicht besser schnitten die
Knaben in Rechnen und Realien ab.« Die Schulinspektoren be-
richteten, die Mädchen seien klar schultauglicher unterwegs als die
Knaben. Hatte das bessere Abschneiden der Mädchen etwas mit der
disziplinierenden Wirkung des produktiven Handarbeitsunterrichts
zu tun? Bildungsverantwortliche hätten die Frage im 19. Jahrhundert
ernsthaft diskutiert, sagt Kellerhals. Und es habe daraus die Ein-
führung eines Handfertigkeitunterrichts für Knaben resultiert, aller-
dings nur eines fakultativen.

Sie unterbricht ihre Ausführungen zur Bildungsgeschichte und
verschwindet kurz in der Küche. Zurück kommt sie mit einem präch-

tigen, goldbraunen Apfelkuchen, den sie zu Kaffee serviert. Er mundet ausgesprochen gut. Ein Geheimrezept? »Ganz einfach, ohne Haselnussboden. Wie ihn meine Großmutter backte. Darum viel feiner«, verrät sie und fährt fort.

»Immer wieder gab es auch Männer, die sich dem bildungspolitischen Backlash entgegenstellten und sich für eine gleichwertige Ausbildung für Mädchen einsetzten. Und schon 1866 forderte der Zürcher Schulinspektor Johann Jakob Binder, nicht nur Töchter müssten zu guten Müttern herangebildet werden, sondern auch Jünglinge zu guten Familienvätern.« Aber Mainstream sei zunehmend die Ausrichtung des weiblichen Geschlechts auf den »Hausfrauenberuf« gewesen, »auf die von bürgerlichen Frauen unter männlicher Leitung geprägte normative Vorstellung von Haushaltsführung«. Diese erwünschten Geschlechterrollen seien in Kinder- und Schulbüchern auch systematisch propagiert worden.

»Der geschlechterdifferenzierte Unterricht erreichte in der Schweiz seinen Höhepunkt erst in den sechziger Jahren. Die sogenannte natürliche Arbeitsteilung wurde hierzulande, anders als in nordischen Staaten, nach dem Zweiten Weltkrieg weiter gepflegt«, sagt Kellerhals. Dennoch sei der bildungspolitische Sonderfall Schweiz ins Wanken geraten. Der Sputnikschock, die Schockreaktion des Westens auf den Start des ersten Satelliten 1957 durch die Sowjetunion, half da kräftig mit. Plötzlich waren Begabungs- und Bildungsreserven gefragt. Aber diese seien nicht beim weiblichen Geschlecht gesucht worden. Das war fast hundert Jahre nachdem der Zürcher Seminardirektor Heinrich Wettstein 1876 die Verhinderung und Behinderung der weiblichen Berufstätigkeit mit den Worten kritisiert hatte: »Die Produktivität der halben Menschheit geht verloren.«

Im Jahr 1967 veranlasste der Bund Schweizerischer Frauenvereine (BSF) eine Erhebung über die Lehrpläne der Volksschulen. Die Auswertung sei entlarvend gewesen. Danach erhielten die Mädchen im Kanton Bern im Laufe der neun Schuljahre 600 bis 1000 Stunden mehr Handarbeiten als die Knaben und 120 Stunden mehr Hauswirtschaft, dafür 140 Stunden weniger Rechnen, 160 Stunden weniger Naturkunde, 120 Stunden weniger Geografie, 160 Stunden weniger Muttersprache, 180 Stunden weniger Heimatunterricht, Geschichte und Staatskunde, 190 Stunden weniger Turnen und lernten überhaupt kein Technisches Zeichnen.

»Diese geschlechterspezifischen Unterschiede in den Lehrplänen mussten 1981 nach der Einführung des Gleichstellungsartikels in der Schweizer Bundesverfassung abgebaut werden«, sagt Kellerhals. Dann sei es Schlag auf Schlag gegangen. Nach 2000 wurde die fünfwöchige, sogenannte Rübli-RS abgeschafft, das nachschulische hauswirtschaftliche Obligatorium für junge Frauen. 2002 schlossen die Hauswirtschaftsseminare – im Zuge der Tertiarisierung der Lehrer:innenbildung im Rahmen der Bologna-Reform. Später übernahm die neu eingeführte Informatik einen Teil der Hauswirtschaftsstunden. Sozialpolitische und internationale Entwicklungen hätten erneut zu einem Wendepunkt in der Bildungspolitik geführt. »Hauswirtschafts- und Handarbeitsunterricht waren einmal mehr Spielball gesellschaftlicher Konjunkturen.«

Ende gut, alles gut? »Keineswegs«, sagt Kellerhals. Mit Blick auf die Neuausrichtung der beiden Fächer im Lehrplan 21 müsse für das Fach Hauswirtschaft »von einem großen Verlust an Knowhow gesprochen werden, Verlust an kulturell-ökonomischem Wissen und traditionellen Praktiken«. Sie unterstreicht noch einmal, dass sie mit ihrer historisch begründeten Kritik an den sogenannten weiblichen Fächern ja nicht deren grundsätzliches kreatives und soziales Potenzial infrage stelle. »Von diesem Potenzial ist aber in dem ab 2014 in den Deutschschweizer Kantonen eingeführten Lehrplan 21 wenig zu spüren. Die Hauswirtschaft verlor an Wochenstunden und verschwand in der Fächerverbindung Natur, Mensch, Gesellschaft (NMG).« Seitenweise würden da Kompetenzen aufgeführt, die nie erworben werden könnten. Viel sei den Vorlieben der einzelnen Lehrkraft überlassen; die Lernziele tendierten zu Beliebigkeit. »Gut ist allerdings, dass der Lehrplan 21 dem Einkaufen, dem bewussten Konsumieren Platz einräumt.«

Kritik übt Kellerhals auch an dem meistverkauften Lehrmittel der Schweiz, dem *Tiptopf*, dem Kochbuch für den Hauswirtschaftsunterricht. Früher handlich und übersichtlich, biete *Tiptopf* heute zusätzlich eine Fülle von digitalem Unterrichtsmaterial. »Wird das Kochen so interessanter? Verliert es nicht an Sinnlichkeit? Aber vielleicht bin ich mit meinem Alter nicht die Richtige, dies zu beurteilen.« Und natürlich brauche es heute vegane Rezepte, wie *Tiptopf* sie biete. »Aber es fehlen nachhaltige Fleischrezepte im Sinne von Nose to Tail, die dazu anregen, ein Tier möglichst restlos zu verwerten, Kutteln inklusive.«

Jede Generation müsse neu ausdiskutieren, wie sie es mit der Verteilung von Haus- und Erwerbsarbeit halten wolle, wie mit männlichen und weiblichen Rollenbildern, sagt sie abschließend. »Wir stehen wohl wieder an einem Wendepunkt. Die Frage wird drängender, wer und zu welchen Bedingungen in Zukunft die zunehmende Care-Arbeit, die Sorge- und Versorgungsarbeit, leisten wird.« Dazu biete der Lehrplan 21 gute Ansätze, etwa wenn er verlange, die Schüler:innen sollten »Erwerbsarbeit, Haus-, Betreuungs- und Familienarbeit, Freiwilligenarbeit« und »bezahlte und unbezahlte Arbeit« unterscheiden können. Aber schwammige Lernziele wie »Prinzipien der Marktwirtschaft aufzeigen« oder »Folgen des Konsums analysieren« verdeckten mehr, als dass sie über das neoliberale kapitalistische System aufklärten.

»Kinder und Jugendliche sind offen für einen positiven Anschauungsunterricht. Sie lieben es, etwas herzustellen, und lernen dabei wie beiläufig, sauber, exakt und kreativ zu arbeiten.« So könne doch zum Beispiel das Backen eines traditionellen Kuchens ein Lernziel sein und sei es in manchen Schulküchen sicherlich auch. »Dann müssen sie später als Erwachsene nicht Nostalgieprodukte in Fertigpackungen wie ›Großmutterns Kuchen‹ oder ›La torta della nonna‹ mit viel unnötigen Zusatzstoffen im Supermarkt kaufen«, sagt Katharina Kellerhals, lacht und bietet uns noch ein Stück von dem feinen Apfelkuchen nach dem Rezept ihrer Großmutter an.

Katharina Kellerhals-Maeder, 1952 geboren, ist Bildungshistorikerin und war Dozentin für Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Sie promovierte in historischer Pädagogik und forscht zu bildungspolitischen und erziehungswissenschaftlichen Fragen.